

Wien

Ein Panorama von **Karl Kraus**

Die Gesellschaft

»Ein Straffall, der das Landesgericht seit Monaten beschäftigt hat, wurde gestern vor einem Erkenntnisenate zu Ende geführt. . . Der Pelz verschwand am 15. Dezember 1910 gegen Mitternacht aus der Garderobe des Festsaaes im Kriegsministerium, in welchem damals ein Rout des Kriegsministers stattfand. . . Am nächsten Morgen fand man in der Garderobe einen Überzieher, dessen Eigentümer offenbar den Pelz des Kommerzialrates mitgenommen hatte. In einer Tasche des Überziehers stak ein Brief an eine Dame, unterschrieben von einem Herrn mit französischem Adelstitel. Es war dies der einzige Anhaltspunkt zur Eruiierung des Täters, und es gelang auch wirklich der Polizei, einige Wochen später den verschwundenen Pelz in der Wohnung des Friseurgehilfen Josef Bohacs zu finden. . . Als Angeklagter hatte Bohacs zugegeben, daß er Friseurgehilfe sei, aber einen inneren Drang zum Dichten fühle. Und da ihn sein Beruf als Damenfriseur in die feinsten aristokratischen Kreise führte, habe er Gelegenheit gehabt, sein Talent zu offenbaren. Er sei zu Jours und Damenzirkeln bei der Gräfin M., der Gräfin Sch. und anderen Aristokratinnen geladen gewesen, wo er Theaterstücke aus seiner Feder vorlas. — Präs.: Aber wie kamen Sie zu dem Pelz des Kommerzialrates Sch.? — Angekl.: Durch meinen Verkehr in diesen Kreisen lernte ich auch vornehme Herren kennen, und ein Offizier lud mich ein, den Rout beim Kriegsminister zu besuchen. Ich wartete vor dem Tor, als der Offizier aber nicht kam, ging ich hinauf. — Präs.: Ließ man Sie denn ohneweiters ein? — Angekl.: Es wurden keine Eintrittskarten verlangt, es waren ja nur geladene Gäste. — Der Angeklagte erzählte nun, daß er sich auf dem Rout sehr gut unterhielt, und namentlich dem Champagnerbufett, in welchem lebenswürdige junge Damen die Honneurs machten, eifrig zusprach, so daß er auch von Leidenschaft für eine der anwesenden jungen Damen erfüllt wurde. Als er nun, vom Rausche des Weins und der Liebe erfaßt, einer jungen Dame, die das Fest verließ, naheilte, habe ihm nächst der Garderobe ein Feuerwehrmann in einen Überrock geholfen. Erst am Morgen entdeckte er, daß dies ein Pelz war, der nicht ihm gehörte. Er sei noch im Laufe des Tages zum Portier des Kriegsministeriums gegangen und habe sich erkundigt, wem der Pelz gehöre, doch erhielt er keine Auskunft. . . Präs.: Wie kommen Sie zu Visitenkarten mit dem französischen Adelstitel? — Angekl.: Meine Gönnerinnen hatten mir geraten, ein Pseudonym zu wählen, um leichter Zutritt in ihre Zirkel zu erhalten, ohne beim Portier aufzufallen. . . . In der gestrigen Fortsetzung des Prozesses berief Bohacs sich erregt darauf, daß sein Vater ein gutsituierter Mann sei und daß ihm, der im Hause von angesehenen Gräfinnen verkehrte, eine so niedrige

Handlung nicht zuzumuten sei. Ein Antrag des Verteidigers, jede einzelne der aristokratischen Damen, bei denen Bohacs verkehrte, als Zeuginnen über seinen Charakter vorzuladen, wurde von dem Gerichtshofe als irrelevant abgelehnt . . . Die Feuerwehrmänner, die den Dienst in der Garderobe versahen, erklärten, es könne niemand dem Angeklagten den Pelz gereicht haben und er müsse ihn selbst genommen haben. Der Gerichtshof sprach Bohacs in Betreff des Diebstahls frei, verurteilte ihn jedoch wegen Betruges zu einem Monat strengen Arrests. ◀

Der Ruhm

◊ Ein Rückblick, der die verflossenen 50 Jahre in Betracht zieht und der für Wien ersprießlichen Geschehnisse gedenkt, wäre unvollkommen, würde er sich nicht auch mit einem Manne befassen, der im Laufe dieser großen Spanne Zeit sich besondere Verdienste um die Stadt erworben hat. Wird der Chronist einmal darangehen, die Männer der letzten Jahrzehnte in Betracht zu ziehen, so wird man unbedingt bei der Person des Herrn Ludwig Riedl halt machen müssen. Er selbst will nichts anderes von sich gelten lassen, als den treuen, guten, echten Wiener von altem Schlag, dem seine Vaterstadt und sein Land über alles gehen.

Nennt man das Wahrzeichen unserer Stadt, den Stephansdom, der den aus der Ferne Heimkehrenden grüßt, so muß man unwillkürlich des Mannes gedenken, der dem stolzen Dom benachbart haust und wie der »Stock im Eisen« untrennbar ist von jenem alten Wien, das heute leider nicht mehr allzu stark erhalten ist. Man nennt ihn nur den »Cafétier vom Stephansplatz«; unter diesem Namen kennt ihn ganz Wien und in der Welt draußen ist sein Renomee genau so groß wie bei uns daheim. Ludwig Riedl hat man's nicht an der Wiege gesungen, daß er dereinst berufen sein wird, zu jenen Männern zu zählen, die in das Gefüge dieser Stadt durch ihr Temperament, ihren Biedersinn, ihren Patriotismus, aber auch durch ihren ausgesprochenen Wohltätigkeitssinn eingreifen werden. Er hat von der Pike auf gedient, hat sich die Mittel für das große, am Kontinent in seiner mit Eleganz vereinten Wiener Note einzig dastehende Lokal am Stephansplatz selbst erworben und ruhte nicht, rastlos vorwärts strebend, bis er sein Café, das Café de l'Europe, zu einer so großen, für das vornehme Wiener Gesellschaftsleben unentbehrlichen Institution machte.

Ehe wir an eine Schilderung des Aufschwunges und der stetigen Vergrößerungen des Café de l'Europe schreiten, müssen wir erst eine Silhouette des Mannes zeichnen, der so Großes leisten konnte. Ludwig Riedl ist der Typus des Wiener Patriziers. Sein Geschäft geht ihm über alles, betritt er sein Lokal, dann will er nichts anderes sein, als der Kaffeeseider, dem das Wohl seiner Gäste am Herzen liegt. Hat er aber sein Lokal verlassen, dann ist Ludwig Riedl der Wiener Grandseigneur, der mit warmem Herzen durch die Straßen geht und sein ganzes Sinnen seiner Vaterstadt zuwendet. Er betätigt sich aber nicht nur mit dem

Wort, er ist auch der Mann der Tat. Sein stolzestes Werk ist die Verwirklichung des Monuments der Kaiserin Elisabeth, das, Kunde gebend von der Liebe der Wiener für die verewigte Kaiserin, sich im Volksgarten erhebt, und nicht nur von hohem Kunstwert ist, sondern auch Zeugnis ablegt von der Treue und Opferwilligkeit der Wiener, denen die Landesmutter, die unvergeßliche Fürstin, niemals aus der Erinnerung schwinden wird.

Ganz still setzt sich Riedl an die Spitze von wohlthätigen Institutionen, er trocknet die Tränen der Unglücklichen, und wenn sein Zweck erreicht ist, dann genügt ihm das; dann will er keinen anderen Dank als den, den die Tat selbst gewährt. Ludwig Riedl zählt zweifellos zu den populärsten Wiener Erscheinungen, jedes Kind kennt ihn auf der Straße, er hat die Gemütlichkeit, aber auch den Humor und die »Reschen« der alten Wiener. Kein Zug ist an ihm unwienerisch. Er ist ein Freund der frohen Feste, er sieht gern frohe Gesichter um sich, und wenns recht gemüthlich ist, dann ergreift er das Wort und zieht die Runde durch seinen treffenden Ausdruck, durch das Kernige seines Wesens in seinen Bann. Die Aristokratie, die Spitzen der Behörden, Exzellenzen, Minister und Künstler haben wiederholt den Anlaß ergriffen, Ludwig Riedl ihrer Sympathie zu versichern. Allbekannt ist Riedls tiefe, echt religiöse Empfindung. Und besonders ist es ein Name, der anfeuernd auf ihn wirkt, der sein Herz erhebt und seine Pulse höher schlagen läßt. Es ist der Name der Kaiserin Elisabeth. Für ihr Andenken ist er unermüthlich tätig, und durch seinen Patriotismus reißt er alle mit, ob's jetzt dem Kirchlein auf dem Schneeberg gilt oder dem stolzen Monument oder irgendeinem stillen Gedenktage. Eine solche Vereinigung von Herz, Gemüt und echtem Edelsinn ist es, die die Spitzen des Reiches schon wiederholt veranlaßt hat, Ludwig Riedl das stolzeste Lobeswort zu sagen, das es für diesen Menschen gibt: Ein Bürger, auf den seine Vaterstadt stolz sein kann.

Das Café de l'Europe war natürlich nicht von allem Anfang an das, was es heute ist, der Zusammenkunftsort der vornehmen Welt, der Mittelpunkt des Fremdenstroms, der sich durch Wien ergießt. Mag der Fremde in welchem Hotel immer abgestiegen sein, mag er welcher Nationalität immer angehören, es ist selbstverständlich, daß er sich bei einem Spaziergang durch die Stadt auch im Café de l'Europe einfindet, wo er sicher ist, Menschen aus aller Herren Länder zu begegnen. Das Lokal wurde von Ludwig Riedl aus kleinen Anfängen zu einem Lokal von weltstädtischer Bedeutung gehoben. Immer mächtiger strebte es seiner Vervollkommnung entgegen, immer mehr dehnten sich die Räume, immer größer wurde der Komfort, bis das Café endlich durch den vor Jahresfrist erfolgten Zubau im ersten Stock sich in seiner heutigen vollkommenen Gestalt präsentiert.

Welch wunderbares großstädtisches Bild, wenn an einem Sonntag Nachmittag die ganze vornehme Welt sich im Café de l'Europe trifft, alle Räume bis auf den letzten Platz besetzt sind, und im ersten Stock des Kaffeehauses die eleganten Besucherinnen herniederblicken auf den

Stephansplatzkorso. Oder gar nach einem Ballfest! Da gibt es keine Patronesse, keinen eleganten Domino, keinen Kavalier, der einen angebrochenen Ballabend als abgeschlossen bezeichnen würde, ehe er nicht im Café de l'Europe gewesen ist.

Nebst der Person des populären Kaffeesieders ist es auch die treffliche Direktion des Kaffeehauses, die dem Gast den Besuch dieses Cafés so angenehm macht; es geht alles am Schnürchen, der größte Andrang findet hier durch die meisterhafte Kaffeehausleitung befriedigende Lösung.

Ludwig Riedl ist natürlich nicht müde, er ruht nicht etwa auf seinen Lorbeern, er reist fleißig in der Welt herum, besieht sich alles genau, kennt Deutschland und Frankreich so gut wie England und die Riviera und hat an allen Orten Studien gemacht, um die Erfahrungen seiner Auslandsreisen in Wien zu verwerten. Freilich, viel hat er nicht lernen können, denn wo Riedl auch hinkam, überall wurde er als »Cafetier vom Stephansplatz« gefeiert, überall hat er den Ruf der Wiener Cafetiers hingetragen.

Die Erscheinung Riedls, sein fesches, ungezwungenes Wiener Wesen, seine Beliebtheit in allen Kreisen der Gesellschaft, das alles macht ihn bei festlichen Ereignissen, bei denen das Bürgertum hervortritt, bei Bällen in Komitees und Wohltätigkeitsveranstaltungen zu einem unentbehrlichen Faktor im Leben der Stadt, die ihm die Liebe und Zuneigung, die er ihr seit Jugendtagen entgegenbringt, zehntausendfach vergilt. Und so findet man es gewiß begreiflich, daß seine zahllosen Freunde schon jetzt sich rüsten, um das im März 1912 stattfindende fünfundzwanzigjährige Geschäftsjubiläum dieses echten und treuen Bürgers würdig zu begehen.«

Die Liebe

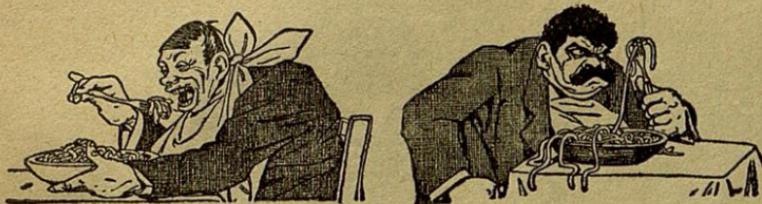
»Ja, so ein Hüpfen,
Ja, so daneben,
Das würzt das Leben
Na eben, eben —
Und hüpfst du einmal
Zum Rendezvous —
Dann hüpfst du, hüpfst du, hüpfst du, hüpfst du,
Hüpfst du immerzu!«

Der Korso

»... und kaum zwanzig Meter hinter ihm läuft ein Kellner und brüllt: „Aufhalten! Aufhalten!“ Im Nu staut sich die Menschenmenge, alles drängt dem Flüchtling nach, und bevor noch eine Sekunde vergangen ist, hat man ihn schon. Zehn, zwanzig Menschen werfen sich ihm in den Weg, und schon hält ihn ein Wachmann am Arm, um ihn zum Polizeikommissariat zu führen. Eine dichte Menschenmenge folgt. Mit fliegendem Atem erzählt der Kellner: „A so a Fallott, a so a hunds-miserabliger. Mir haben uns eh glei denkt, daß der sich drucken will. Den

Rock hat er net auszog'n, und g'schlickt hat er wie net g'scheit. A Gollasch, an Kas und Stucker vier Hausbrot hat er g'fressen. Das Seidl Bier hat er stehn lassen. Und nachher is er mit an Ruck draußen g'wesen. A so a Fallott! . . . '«

Die Reklame



Die heilige Nacht

»Am Weihnachtsabend ist in Wien ein Totschlag begangen worden. In einem Gasthaus in der Gumpendorferstraße saßen der 21jährige Tischlergehilfe Thomas Kalovszky, Rudolfsheim, Sechshausenstraße Nr. 74 wohnhaft, und sein Freund, der 18jährige Tischlergehilfe Anton Lanik, Rudolfsheim, Hollergasse Nr. 13 wohnhaft, in größerer Gesellschaft. Die jungen Leute hatten den heiligen Abend im Wirtshaus verbracht und getrunken. Sie hatten sich dabei nach ihrer Art unterhalten. Anfangs ging es harmlos zu. Dann hat jemand die Wette vorgeschlagen, ob man imstande sei, fünfzehn Stück Zervelatwürste auf einem Sitz zu verzehren. Kalovszky versicherte, er könne es, und Lanik meinte, daß er es nicht imstande sei. Es wurde eine Wette proponiert, und man beschloß, um 25 Liter Bier zu wetten, daß Kalovszky die Würste nicht verzehren könne. Kalovszky begann die Würste zu essen. Eine nach der anderen verschwand in seinem Mund. Es dauerte geraume Zeit, bis endlich auch die letzte der fünfzehn Würste hinuntergeschlungen war. Er erhielt allgemeinen Beifall. Nun sollte Lanik die 25 Liter Bier zahlen. Dazu hätte er sich verstanden. Wegen Bezahlung der Würste entspann sich aber ein Streit. Kalovszky behauptete, Lanik müsse für die Würste aufkommen; Lanik behauptete aber, daß er wohl die Wette, aber nicht die Würste zu bezahlen habe. Der anfänglich scherzhaft geführte Streit wurde immer erbitterter, und schließlich forderte Kalovszky den Lanik auf, mit ihm hinauszugehen, um dort die Angelegenheit auszutragen. Lanik war sofort bereit. Beide traten auf die Straße. Dort begannen sie sofort zu raufen. Kalovszky zog als erster sein Messer und führte gegen Lanik einen Stich, der aber fehlging. Nun zog Lanik ein dolchartiges Messer und stieß es dem Freund wuchtig in die linke Brustseite. Kalovszky stürzte sofort bewußtlos zusammen. Lanik flüchtete gleich nach der Tat. Aus dem Gasthaus kamen Leute, Passanten sammelten sich an. Man rief nach der Polizei und nach einem Arzt. In Strömen rann das Blut aus der Todeswunde. Die Rettungs-Gesellschaft entsendete eine Ambulanz mit

Inspektionsarzt Dr. Lindenbaum. Der Arzt verband den Bewußtlosen und brachte ihn ins Sophienspital. Dort ist Kalovszky bald nach erfolgter Aufnahme gestorben. Noch im Laufe der Christnacht wurde Lanik von einem Sicherheitswachmann in seiner Wohnung, Hollergasse 13, verhaftet. Er war ruhig im Bette gelegen und hatte geschlafen. ◀



Vision vom Wagentürlaufmacher

Und sie lebten vom Gruß. Ein Volk von Wagentürlaufmachern, das ich aber nicht, wie jene tristen Antiösterreicher, wegen seiner Unfreiheit hasse, sondern wegen meiner Freiheit. Allerwärts sprang einer aus dem Boden, den man nicht brauchen konnte und der darum den Hut zog. Fuhr ich, so lief einer nach; denn ich fuhr und er hatte den Schlag noch nicht geöffnet. War weit und breit kein Wagen zu sehen, so war ein Mann, der öffnete. Er muß von fernher gekommen sein, atemlos, aber er hatte geahnt, daß ich ihn nicht werde brauchen können, und erschien wie der Blitz. Nein, das flaster hatte ihn ausgespöen. Es ist unbegreiflich. Er entstand vor meinen Augen, hier war er noch nicht und hier ist er schon. So tanzt er vor mir her und macht ohne Dank die Gebärde, als ob er auf eine Klinke drückte. Sie ist ihm Unterpfand seiner Hoffnung und alles. Ich fasse die unsichtbare Klinke und wehre mich mit Geistesgegenwart. Ein betrunkenener Kutscher muß mich dorthin geführt haben, wohin ich nicht sollte. Er ist mit Dem im Bunde, der von der Klinke nicht läßt. Jetzt klirrt ein Fenster, die Klinke bleibt, an ihr eine Hand, an ihr ein Mann, der mit der andern Hand unaufhörlich eine Mütze zieht. Er wird nicht müde, denn er wechselt ab. Er erklärt sich zu Überstunden bereit. Nun halte ich einen Leichenwagen an und frage, ob er frei sei. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich — oh letzter Gruß!